Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 6 (1965)

Heft: 10

Artikel: Moskauer Sommer 1964 : Mihajlo Mihajlov aus "Delo", Belgrad. 4

Autor: Mihajlov, Mihajlo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076956

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

❹ Mihajlo Mihajlov

Aus «Delo», Belgrad

Es ist eine seltsame Sache, mit Leuten zu sprechen und sie mit eigenen Augen zu sehen, die schon Geschichte waren, als man selbst noch gar nicht gelebt hat. Man zweifelt unwillkürlich daran, dass die Autoren von Büchern, die man noch auf den Schulbänken als Werke einstiger «Klassiker» gelesen hat, tatsächlich noch immer real existieren — essen, trinken, rauchen, Zeitungen lesen.

Es ist so, als würde ein Denkmal auf irgendeinem Platz von seinem Sockel steigen und ein ganz gewöhnliches, alltägliches Gespräch beginnen.

Ein solches Gefühl der Irrealität hatte ich, als ich mich dem Haus Nr. 54 in der Gorki-Strasse näherte, in dem im siebenten Stockwerk der Autor von «Der Dieb», «Der Dachs», «Russische Wälder» lebt.

Ein hochgewachsener, ergrauter Alter mit dicken Brillengläsern, nervösem Blick, öffnete mir die Tür und führte mich in sein Arbeitszimmer. Und trotzdem musste ich nach zwei Gesprächsstunden mir selbst eingestehen, dass ich tief enttäuscht war. Leonow ist kein interessanter Gesprächspartner, und dies bestätigt die Tatsache, dass grosse Schriftsteller im Leben oft langweilige und stereotype Leute sind. Und umgekehrt.

Leonow überarbeitet fast alle seine alten Werke. Die neue Version des «Dieb» hat schon die Polemik auf den Plan gerufen. Der Schriftsteller erzählte mir, dass Stalin selbst die erste Version seines Romanes mit rotem Bleistift durchgestrichen habe. «Erst jetzt kann ich frei schreiben, darum überarbeite ich die alten Bücher», erklärte er.

Die Version des neuen Dramas «Der Ueberfall» (Najesda) ist schon fertig; der Hauptheld — in der ersten Version ein junger Mann, der wegen des Mordes an der Frau, die er geliebt hat, zum Kerker verurteilt ist — ist jetzt durch einen politisch schuldigen, ehemaligen Lagerinsassen ersetzt. Ueberarbeitet ist auch das bekannte Drama «Die goldene Kutsche».

«Ich leide an der Gogol'schen Krankheit», sagte der Schriftsteller. «Nichts, was ich schreibe, kann mich befriedigen.» Leonow erzählt, dass er «entsetzlich viel arbeitet, sogar am 1. Mai». Kafkas «Prozess» hat er nicht gelesen, überhaupt verhält er sich der modernen Kunst gegenüber sehr negativ. «Wie würde es aussehen, wenn ich, während ich mich mit Ihnen unterhalte, die Brille auf den Mund setzte, statt auf die Nase?» So machte sich der Schriftsteller über die moderne Malerei lustig. Als ich den Modernismus verteidigte und zu erklären versuchte, dass Picasso genau so ein Realist sei wie Rembrandt, dass jedoch der Gegenstand seines Realismus ein anderer sei — die innere Welt, die wahre Realität des entfremdeten Menschen — regte Leonow sich so sehr auf, dass er ausrief: «Dagegen muss man sogar mit dem Schwert kämpfen!» Wütend fiel er über die synkopierte Jazz-Version von «Ave Maria» her (diese Komposition scheint ihm keine Ruhe zu geben, ich hatte schon in unserer Presse einen Angriff von ihm auf sie gelesen), und als ich erwähnte, dass er nur in stilistischer Hinsicht ein Schüler des «russischen Kafka» — Alexej Remisow — sei, bekräftigte er, dass er niemals etwas von Remisow gelesen habe. Das war ziemlich unglaubwürdig und, ehrlich gesagt, ich glaube ihm nicht, denn Remisow war in Russland am populärsten gerade als Leonow zu schreiben begann. In der Zeitschrift *Russkoje iskusstwo* Nr. 1/1923 ist ein Essay von Ewgenij Samjatin «Die neue russische Prosa» veröffentlicht, in der der Verfasser folgendes schreibt: «Leonow ist unzweifelhaft ein Remisowitsch (Adjektiv aus Remisow, M. M.); daher seine frische, elastische, sehr russische Sprache, allerdings ohne jeden Argot.

Ueber Jugoslawien spricht der Schriftsteller mit Begeisterung. «Wann immer ich an der jugoslawischen Botschaft vorübergehe, sage ich mir — hier lebt dein Bruder» und «die Jugoslawen haben eine literarische Intelligenz.»

Für die aktuellsten Probleme der heutigen Menschheit sieht Leonow keine Lösung und keinen Ausweg. Am meisten Sorge bereitet ihm der rapide Bevölkerungszuwachs auf der Erde. «Wohin führt das?» fragt er und meint, dass nicht einmal die bisherigen Kriege die Bevölkerung verringern konnten. In bezug auf die Situation in der Sowjetunion meint er, es sei ein wesentliches und heute das einzig wichtige Problem, die Ursachen, die den Stalinismus ermöglicht haben, aufzufinden und zu beseitigen. Die Behörden hemmen leider noch immer mit allen möglichen Mitteln die Liberalisierung. «Von den sowjetischen Konzentrationslagern», so meint Leonow, «wird man noch achtzig Jahre lang schreiben.»

Lagerthemen

Leonow hat recht. Das Lagerthema ist in der russischen Literatur erst begonnen worden. Vor einem Jahre erklärte Chruschtschew, in den Redaktionen der Literaturzeitschriften seien rund zehntausend Romane, Erzählungen und Memoiren über das Lagerthema eingegangen, was gar nicht so viel ist; denn man schätzt, dass im Verlaufe von drei Jahrzehnten dauernd etwa acht bis zwölf Millionen Menschen in die Lager deportiert worden sind. Obwohl von dieser Riesenzahl von Werken nur ganz wenige Texte veröffentlicht worden sind («Damit muss man sehr vorsichtig sein», erklärte Chruschtschew), beginnen die sowjetischen Zeitschriften doch immer mehr den Annalen über die Untaten der Inquisition Philipp II. zu gleichen. Die meisten der Rehabilitierten, die das Glück hatten, das Jahr 1956/57 zu erleben und das Lager zu verlassen, wollen nicht schweigen. Somit gibt es für die sowjetische Regierung heute nur zwei Alternativen: alle Rehabilitierten in das Lager zurückzuschicken (was Chruschtschew nicht will und auch nicht tun kann), oder sie frei reden zu lassen. Das zweite geschieht gerade jetzt, und die Behinderungen werden immer schwächer. Nach der Erzählung von A. Solschenyzin *Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch* haben in diesem Jahre die Memoiren des Armeegenerals A. V. Gorbatow, veröffentlicht in den No. 3, 4 und 5 des *Nowi Mir*, das grösste Interesse geweckt.

Am erregendsten sind jene Teile der Memoiren, wo Gorbatow die sowjetischen Gefängnisse und Lager beschreibt, in denen er sich vor dem Zweiten Weltkrieg auf Grund von Denunziationen aufgehalten hat. Besonders interessant ist, dass der Verfasser auch die richtigen Namen seiner Peiniger nennt, die auch heute noch ungestraft sind. «Aber bald begann man wieder, mich zum Verhör zu rufen, und wieder waren es fünf. Während eines Verhörs erfuhr ich zufällig, dass der Name eines der Untersuchungsbestien Stolbunskij lautet. Ich weiss nicht, wo er jetzt ist. Sollte er leben, dann möchte ich, dass er diese Zeilen liest und meine Verachtung ihm gegenüber fühlt, die ich nicht nur jetzt, sondern auch damals, als ich in seinen Händen war, empfand. Im übrigen glaube ich, dass er das gut wusste. Ausser dem Untersuchungs-

beamten nahmen an den Verhören auch zwei kräftige Folterknechte teil. Noch heute klingt mir die bösartige Stimme Stolbunskijs in den Ohren, der mir, als man mich erschöpft und blutig hinaustrug, nachzischte: ‚Du wirst schon noch unterschreiben, du wirst schon noch unterschreiben.' Ich habe diese Pein überstanden, auch während der zweiten Verhörrunde. Als aber die dritte Untersuchungsserie begann, da wünschte ich mir, sehr schnell zu sterben.» (14)

Gorbatow bringt eine interessante Schilderung des Lagerregimes und des Verhältnisses der Behörden zu den Kriminellen und zu den «Volksfeinden». «Die Wache verstand sich, den Kommandanten an der Spitze, mit den Kriminellen gut, sie unterstützte deren Neigung zur Gewalttätigkeit und bediente sich ihrer zur Verhöhnung der ‚Volksfeinde' ... Zu schweren Arbeiten wurden regelmässig die ‚Volksfeinde' herangezogen, zu leichteren die ‚Freunde', d. h. die Kriminellen.» (Seite 126) Die Arbeit aber sah so aus: «Die Leser werden sich das Bild nur schwer vorstellen können, wie sich an den Berghängen in einer Länge von vier Kilometern ein Zug ausgemergelter Menschen, nicht Menschen, sondern Schatten, entlangschleppt, die Hälse vorgereckt wie die Kraniche im Fluge, die letzten Kräfte angespannt, und Holz schleppt. Es ist schwer, im Gebirge Lasten zu ziehen, noch schwerer als in der Ebene, und bei der geringfügigsten Erhebung wird es einfach unmöglich. Die Leute stolpern, fallen, stehen auf und fallen wieder, aber die Last bewegt sich nur dann fort, wenn jemand von hinten zu Hilfe kommt.» (Seite 128) Ueber die Frauenlager schreibt Gorbatow: «... Das waren unsere Mütter, Frauen, Schwestern, Töchter, zumeist als Mitglieder der Familien von ‚Volksfeinden' verurteilt ... Wenn wir nichts verschuldet hatten, so klagte man uns doch wenigstens wegen irgend etwas an, aber diese Unglücklichen waren nichts als das Opfer einer grausamen und unverhüllten Selbstherrlichkeit.» (Seite 135)

Eine derart offene Darstellung der Wahrheit über Dezennien einer verbrecherischen Herrschaft des Stalinismus und über die Tragödie des russischen und der übrigen sowjetischen Völker weist auf ein Problem hin, das noch immer schweigend umgangen wird. Das ist die Frage jener Menschen, die lange vor 1956 aktiv gegen den Stalinismus gekämpft und die Wahrheit über die Lage in der Sowjetunion gesagt haben. Diese Leute werden noch heute als Verbrecher und «Verräter» bezeichnet, obwohl alles das, was sie seinerzeit über die UdSSR geschrieben haben, heute in den sowjetischen Zeitschriften gedruckt werden könnte. So ist z. B. der Fall des Iwan Solonjewitsch bekannt, dem es 1937 gelungen war, aus einem Lager in Sibirien in den Westen zu fliehen. Er veröffentlichte seinerzeit ein vielgelesenes Buch ‚Russland und die Konzentrationslager' (serbokroatische Uebersetzung 1939), das den Memoiren Gorbatows und anderen sowjetischen Werken über das Lagerthema sehr ähnelt. Iwan Solonjewitsch gilt jedoch noch immer als «Verräter des werktätigen Volkes und Söldner der Kapitalisten» usw.

Und so besteht heute in der UdSSR ein doppelsinniges Verhältnis sowohl zum Stalinismus als auch zu den Kämpfern gegen den Stalinismus. Einerseits wird der Stalinismus verurteilt, als gegen das Volk gerichtet und verbrecherisch proklamiert, andererseits wird genau so der Antistalinismus verurteilt. Eine solche anomale Situation muss früher oder später bereinigt werden, und da die antistalinistischen Kräfte heute in einer starken Offensive sind, wird dieses Problem, so weit man urteilen kann, bald auf die Traktandenliste kommen.

Es ist sehr vieles zu erhellen, und die Rehabilitierungen haben erst begonnen. Ein Aspirant der MGU sagte mir: «Sie haben nur ihre Leute rehabilitiert, aber was ist mit den Tausenden anständiger Menschen, die nicht Parteimitglieder sind?» Viele Leute, mit denen ich in Kontakt kam, erzählten mir sarkastisch von der Art und Weise der Rehabilitierung: Die Familie erhält ein Formular mit dem Vor- und Familiennamen und der offiziellen Bestätigung der Rehabilitierung — das ist alles. Niemand weiss, wo, wann, wie der «Rehabilitierte» sein Leben verloren hat. Und es gibt auch keine Möglichkeit, es zu erfahren. Da es in der UdSSR nur sehr wenige Familien gibt, aus der nicht mindestens ein Mitglied «rehabilitiert» werden muss, ist die Unzufriedenheit wegen dieser halben Liquidierung des Stalinismus allgemein. Indessen sind alle zutiefst überzeugt, dass der Kampf gegen den Stalinismus erst begonnen hat, und die Auffassungen über den Ausgang dieses Kampfes sind optimistisch.

Es ist symptomatisch, dass die sowjetische Presse den Faschismus und die nazistischen Lager immer weniger erwähnt und es vermeidet, sie mit den sowjetischen Lagern zu vergleichen.

Das ist begreiflich. Die ersten «Todeslager» sind nicht von den Deutschen, sondern von den Sowjets geschaffen worden. 1921 nahm in der Nähe von Archangelsk das erste «Todeslager», Holmogor, seine Arbeit auf. Es diente einzig und allein der physischen Vernichtung von Gefangenen. Es funktionierte jahrelang erfolgreich und schluckte die einstigen Verbündeten — die Angehörigen der nichtbolschewistischen revolutionären Parteien (Sozialrevolutionäre, Menschewiken, u. a.). Der unlängst in der Sowjetunion rehabilitierte Emigrantenschriftsteller Iwan Schmeljow hat in seinem berühmten Werk *Die Sonne der Toten* (für das Thomas Mann das Vorwort geschrieben hat) die schrecklichen Jahre nach dem Bürgerkrieg beschrieben, als allein im Zeitraum 1920/21 auf der Krim 120 000 Männer und Frauen ohne vorherigen Gerichtsbeschluss erschossen worden sind. Noch immer erzählt man sich, dass zu jener Zeit in Odessa eine gewisse Vera Grebenjakowa, ein junges Mädchen, bekannt unter dem Pseudonym «Dora», «gearbeitet» und eigenhändig 700 Gefangene gepeinigt und umgebracht hat. Und sogar in bezug auf den Völkermord besass Hitler nicht den Primat. Vor dem zweiten Weltkrieg sind zahlreiche kleine Völker aus den Grenzgebieten zur Türkei, zu Iran und Persien nach Nordsibirien deportiert worden, wo sie, der Kälte nicht gewohnt, wie die Fliegen dahinstarben. Es ist durchaus verständlich, dass zahlreiche Einheiten der Roten Armee, die überwiegend aus Kalmücken, Tataren, Tscherkessen und anderen kleinen Völkern zusammengesetzt und rohen Repressalien ausgesetzt waren, auf die Seite der hitlerischen Verbrecher überliefen. Die gleichen Gründe führten zum Massenübertritt der Donkosaken auf die Seite der Deutschen, so dass die Erscheinung der antisowjetischen Kosaken-Armee des Generals Wlassow, die sogenannte russische Befreiungs-Armee, ROA, ein einmaliger Fall in der Geschichte des russischen Volkes ist. Die Kosaken waren nämlich mehr als drei Jahrhunderte das festeste Fundament des russischen Staates und die beste Sicherung vor jedem Feind. Die Zeitschrift «Junost» veröffentlichte in diesem Jahr den Roman von Jewgenij Piljar ‚Mensch bleibt Mensch', in dem erstmals das ausserordentlich schwierige Problem des Verhältnisses zu den Kosaken aus der ROA behandelt wird. Piljar beschreibt die wirklich heldenhafte Haltung der von der Roten Armee gefangenen Kosaken, als sie bei den Verhören geschlagen wurden. Der Autor sieht sich in einem Dilemma und er lässt die Frage offen: «Ja», schreibt er, «ich weiss, dass es Verräter sind, aber womit soll der Verrat solcher Leute, gewöhnlicher russischer Bauern, die so unerschrocken in den Tod gehen, erklärt werden?»

Hiemit im Zusammenhang steht auch das Problem der Partisanenbewegungen im besetzten Gebiet, die zugleich gegen die Deutschen und gegen die Rote Armee kämpften und die sogenannte «Dritte Kraft» darstellten. Zweifellos muss in kürzester Zeit der gesamte historische Komplex des Zweiten Weltkrieges einer grundlegenden Revision unterzogen werden. In bezug auf das Wirken Stalins in der Armee ist hiermit schon begonnen worden.

Die fünfte diesjährige Nummer der Zeitschrift *Snamja* bringt den Schluss des Romans von Konstantin Simonow ‚Soldaten werden nicht geboren', der in der Zeitschrift in der achten bis elften Nummer 1963 und in der ersten bis vierten Nummer 1964 ver-

öffentlicht worden ist. Romanthema ist der Zweite Weltkrieg. Die sowjetische Presse hat viel und positiv über den Roman geschrieben, und besonders interessant ist, dass Simonow Stalin seine innere Welt, seine Gedanken, Gefühle beschreibt. Während die literarischen Werke bis 1956 den «Vater des Volkes» im schönsten Lichte darstellen, ist dies das e r s t e sowjetische literarische Werk, das versucht, ihn real darzustellen. Der Held des Romans, General Serpilin, trifft im Kreml Stalin und für einen Moment ist er versucht, ihn über den wahren Sinn und Zweck der «Säuberung» in der Armee, deren Opfer er selbst gewesen war, zu fragen:

«Stalin drehte sich um und ging zurück, das Gesicht ihm zugewandt, und Serpilin erinnerte sich für einen Augenblick an dieses Gesicht, damals im Mai 1937, bei der Schlussfeier der Akademie. Das Gesicht war genau so ruhig gewesen wie jetzt, und eine Woche später wurden Tuchatschewski, Jakir verhaftet, Garmarnik erschossen und es begann, es begann . . .!

Damals, am Anfang, nach dem ersten militärischen Geheimprozess, hatte er mit Entsetzen geglaubt, dass eine Verschwörung bestanden hatte. Man konnte nicht anders als glauben: was anderes als eine entsetzliche, abenteuerliche, im letzten Augenblick aufgedeckte Verschwörung hätte diese Leute, die einen Monat zuvor noch für die Blüte der Armee gehalten worden waren, vor die Gewehrläufe bringen können? Erst später, als das eigene Schicksal ihn mit den sinnlosen und sonderbaren Beschuldigungen, die Leuten angehängt wurden, die sich nicht einmal im Traum vorstellen konnten, wessen sie angeklagt waren, konfrontierte: erst dann, aber noch nicht einmal im Gefängnis, sondern erst im Lager, begann ihn der Gedanke zu quälen: vielleicht war das mit jenen am Anfang genau so gewesen wie mit ihm und wie später mit den übrigen?

Er blickte Stalin, der sich ihm näherte, an und dachte: Jetzt werde ich sagen: ‚Genosse Stalin, erklären Sie mir das alles. Vertrauen Sie es mir an. Alles von allem Anfang an, genau von Anfang an!' Stalin kam heran, setzte sich, kratzte über dem Aschenbecher in der Pfeife herum, beugte sich nach vorn: und Serpilin, der aus einem momentanen Gefühl heraus bereit gewesen war, ihm alles zu sagen, was er sich zurechtgelegt hatte, erblickte plötzlich aus der Nähe die unbarmherzig ruhigen Augen Stalins, mit irgendeinem fernen und grausamen Gedanken besetzt, vielleicht mit der Erinnerung an Yeschow. Er sah diese Augen und begriff, was er bisher nicht einmal zu denken gewagt hatte: es gibt niemanden, bei dem man das Herz ausschütten kann!» (15)

Trotz dieser Erkenntnis ist Serpilin, wie Simonow schreibt, Stalin ergeben geblieben. Simonow erklärt die Gründe dafür, dass gegen den Diktator keine einzige ernsthafte Verschwörung organisiert worden ist, folgendermassen: «Ja, Serpilin hätte ihn mit seinem Körper geschützt, nicht nur aus soldatischer Pflicht, sondern auch aus der Ueberzeugung, dass sein Tod für das im Kriege befindliche Land ein Unglück gewesen wäre, dass er unübersehbare Folgen gehabt hätte. Mit Hass dachte er an die Deutschen und daran, wie sie sich über diesen Tod freuen würden . . .» (Seite 102)

Der Verfasser charakterisiert den «weisen Führer» als Menschen, der sich vor den Menschen fürchtet, als kleinlich, eitel, rachsüchtig, hinterhältig, unausgeglichen. «Er, (Stalin — M. M.) hat es nicht nur jetzt, sondern schon damals (während der Revolution — M. M.) nicht gemocht, unter die Soldaten zu gehen, und in der Tiefe seiner Seele fürchtete er sich vor Leuten, die nicht genügend Distanz zu ihm hielten. . . Bei all dieser unmenschlichen Menschenverachtung hatte er doch nicht jenen menschlichen Zug verloren, sich von ihnen beleidigt zu fühlen.» (Seite 99) Simonow erzählt, wie Stalin einmal einen Divisionskommandanten zum Armeekommandanten beförderte, es sich im Augenblick, als dieser den neuen Posten antreten sollte, jedoch anders überlegte und den völlig unschuldigen Kommandanten zuerst ins Lager und dann zum Erschiessen schickte. Die Vorkriegssäuberungen haben das Land und die Armee in einem solchen Masse geschwächt, dass Simonow Stalin direkt für die grossen russischen Niederlagen während der ersten Kriegszeit verantwortlich macht. So erfährt General Serpilin im Gespräch mit einem Freunde, dass 1941 bei einer Musterung von zweihundertfünfundzwanzig Regimentskommandanten festgestellt wurde: «Was glaubst du, wie viele von den zweihundertfünfundzwanzig eine normale Militärschule absolviert haben? — Fünfundzwanzig! Zweihundert lediglich Leutnantskurse und Regimentsschulen . . .» «Und bei den Deutschen?» sagte Iwan Alexijewitsch und seine Stimme zitterte als er auf dem Gesicht Serpilins noch niemals erblickte Tränen sah. «Und bei den Deutschen habe ich in eineinhalb Jahren unter allen gefangenen und erschlagenen Regimentskommandanten, denen wir die Dokumente abgenommen haben, keinen einzigen Fall getroffen, wonach ein Regimentskommandant nicht schon während des Ersten Weltkrieges Kriegserfahrung in seinem Offiziersberuf gehabt hätte.» (Seite 110) «Der Krieg steht vor der Tür und von zweihundertfünfundzwanzig Regimentskommandanten hat nicht einer die Akademie absolviert.» (Seite 111)

Auch die Wahrheit von den Schrecken der Zwangskollektivierung, die mit dem Opfer von rund acht Millionen russischer Bauern durchgeführt worden ist, beginnt man im grossen Stil zu publizieren. Nach dem Erscheinen des zweiten Teiles von Scholohows «Gepflügtes Brachland», erst 1959/60 veröffentlicht, erschien im Laufe des Jahres 1962 in der Zeitschrift *Swesda* der Roman von M. Sestew «Tatjana Tarchanowa», der diesen Prozess noch offener darlegt.

Der Roman beschreibt, wie während einer einzigen Nacht aus dem Dorf Puchljaki eine grosse Zahl Landwirte, als «Kulaken» qualifiziert, deportiert werden. Unter den Deportierten ist auch der Held des Werkes, Ignat Tarchanow, ein ehrlicher, fleissiger Mensch, der niemals fremde Arbeitskraft ausgebeutet, der sich in der Vergangenheit keines Vergehens schuldig gemacht hatte und der schliesslich einen bescheidenen Hof besass, den er zusammen mit seiner Frau liebevoll und fleissig bewirtschaftete: ein Haus, ein Pferd, eine Kuh und ein Stückchen Land. Der Zwang war derart ungeheuer, dass, wie der Autor schreibt, sogar die Kommunisten, die die Deportationen durchführten und ihre Nachbarn aus dem Dorfe führten, Zweifel an der Rechtmässigkeit dieser Massnahmen hegten. So dachte zum Beispiel einer der Vollstrecker: «Vielleicht genügte es, nur so einige zehn Reiche zu verbannen.» (16) — In Moskau hörte ich, dass unter den sowjetischen Kolchosmitgliedern folgendes Wort populär sei: «Lenin hat uns das Land gegeben — Stalin hat es genommen.» Bei dem bekannten Märztreffen zwischen Vertretern der Partei und den Schriftstellern (8. III. 1963) las Chruschtschew einen Brief von Michail Scholohow an Stalin (16. IV. 1933) vor, in dem der grosse Schriftsteller die Landwirte in seiner Gegend verteidigte:

«Wenn all das, was ich geschrieben habe, die Aufmerksamkeit des ZK verdient», so schrieb Scholohow an Stalin, «dann senden Sie in den Weschenski Rayon echte Kommunisten, die, auf niemanden Rücksicht nehmend, den Mut haben, alle jene zu entlarven, die am Niedergang der Kolchoswirtschaft des Rayons schuld sind, Leute, die wirklich untersuchen und nicht nur jene aufspüren, die den Kolchosmitgliedern gegenüber abscheuliche ‚Methoden' der Quälerei, Prügel und Spott angewandt haben, sondern auch jene, die sie hierzu inspiriert haben.» (17)

Stalin reagierte selbstverständlich nicht, denn er selbst war der Hauptinspirator dieser «Methoden», obwohl er die Bauern in seinem bekannten Artikel «Vor Erfolgen von Schwindel befallen» heuchlerisch «in Schutz nahm».

Lager-Folklore

Eines Abends geriet ich im Studentenheim der MGU (an den Leninbergen) in eine lustige Studentengesellschaft. Man sang die Lieder von Bulat Okudschawa, man trank, und man spielte Gitarre. An diesem Abend erlebte ich einen Augenblick, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde. Ein junger Sibirier stiess zur Gesellschaft, ein ausgezeichneter Gitarrenspieler und Sänger und, nach allem zu urteilen, gerade darum bei den Studenten des riesigen Universitätsgebäudes beliebt. Er liess sich nicht lange bitten und sang zur Gitarre mit einem zwar ungeschulten, aber ausserordentlichen Bariton; die Gesellschaft sang die Liederrefrains. Was mich am meisten berührte, waren die Lieder selbst. Ich hatte niemals angenommen, dass es so etwas in der UdSSR gibt. Das waren Gefangenenlager-Lieder besonderer Art: scherzhafte, verzweifelte und zynische. Aber alle waren erschütternd und grossartig. Aus ihnen sprach Russland, jenes Russland, das wir aus den Werken Tolstois und Dostojewskis kennen; das echte, ursprüngliche Volksmelos, nicht stilisiert, wie wir es aus den sowjetischen Rundfunkstationen hören, sondern ungehobelt, manchmal naiv, aber immer tief, ursprünglich melodiös und tragisch.

Diese Lieder wurden in der Tiefe der Taiga geboren, irgendwo neben einer Feuerstelle im Walde, an der sich die zahllosen Lagerinsassen, ausgemergelt von der groben Tagesarbeit, dem unzureichenden Essen und den Prügeln wärmten. Noch eine Tatsache bedingte gewisse Nuancen schmerzlicher Ironie und des Zynismus in diesen Liedern: Vergessen wir nicht, dass diese Lagerinsassen tagtäglich gezwungen waren anzuhören, dass die UdSSR, das erste Land des Sozialismus, tatsächlich das allergerechteste Vaterland aller Werktätigen und — was die Hauptsache war — das freieste Land der Welt sei. Zu der Zeit, als diese moderne Folklore im Volke geboren wurde, brachten die sowjetischen Rundfunkstationen unzählige Male täglich das Lied «Mein grosses weites Vaterland», in dem es folgende Verse gibt:

Von Moskau bis zur fernen Grenze,
vom Hain des Südens bis zum Meer des Nordens,
gehst du als Bürger und als Herr
der unermesslich grossen Heimat.

An unserm Tisch ist Platz für alle,
denn nach Verdienst erhält ein jeder.
Mit Goldbuchstaben schreiben wir
Stalins Gesetz des ganzen Volkes.

Das Lager antwortete Stalin mit seinem Lied:

Genosse Stalin, Sie sind ein grosser Gelehrter,
Sie haben Linguistik im Wesen erkannt.
Ich bin nur ein alltags-sowjetischer Häftling,
und hier mein Gefährte ein Wolf aus Brjansk.

Warum ich nur hier bin, wie soll ich das wissen?
Die Ankläger sind offensichtlich im Recht.
Ich sitze im gleichen Gebiet Turuhanski,
wie Sie zu zaristischer Zeiten, in Haft.

So sitze ich hier im Gebiet Turuhanski.
Die Wächter sind grausam und roh und gemein.
Natürlich, Genosse, verstehe ich alles
vom Klassenkampf, der sich historisch verschärft.

Wir haben die Fehler von anderen gestanden,
wir sind unserm Schicksal entgegengereist.
So haben wir Ihnen geglaubt, grosser Stalin,
wir wir nicht einmal uns selber geglaubt.

Im Regen, im Schnee, in Schwärmen von Mücken;
wir sind in der Taiga von morgens bis nachts.
Sie bliesen daselbst jenen Funken* zur Flamme;
Verbindlichen Dank; denn ich wärme mich auch.

Sie gehen vielleicht momentan zur Parade
und schreiten sie ab in geschwellter Montur.
Wir fällen den Wald, und stalinische Splitter
zerstieben verworren im Takte des Schlags.

Der Busen ist Ihnen mit Orden behangen,
die Haare sind Ihnen von Sorgen ergraut.
Sie sind — das war damals — sechsmale geflüchtet.
Mir Dummkopf, mir ist es nicht einmal geglückt.

Wir haben erst gestern Marxisten begraben.
Wir haben sie nicht mit den Fahnen bedeckt.
Der eine von ihnen war Rechtsabweichler,
der andere, zeigte sich, nicht einmal das.

Er hat Ihnend sterbend sein Gut überwiesen,
den Beutel Tabak und sein gläubiges Wort.
Er bat Sie. das alles in Ordnung zu bringen
und flüsterte: «Stalin, er ist unser Haupt».

Genosse Stalin, ach werden sie hundert.
Und muss ich krepieren, so muss ich es wohl.
Ich wünsche, es möge auf unseren Leichen
doch triumphieren die Stahlproduktion.

* «Iskra», der «Funke», war eine vorrevolutionäre Zeitschrift Lenins.

Erschütternd ist das Lied von Magadan, dem Zentrum der Kola-Halbinsel, die mit Konzentrationslagern überfüllt war. Das Lied endet folgendermassen:

Du, Kola, Kola, sei verflucht,
du sogenanntes Paradies.
Da gibt es keine Rückkehr,
nur namenlosen Untergang.

Ich weiss, du wartest nicht auf mich,
und meine Briefe liest du nicht,
du wirst zu mir nicht kommen,
und kommst du, du erkennst mich nicht.

Die Verzweiflung äusserte sich in unglaublich tragischen Melodien. Ein Lied wurde von dem sibirischen Sänger folgendermassen angekündigt: «Ein Lied aus einem Orte, nicht allzu weit von hier entfernt»:

Die Stadt schläft noch, wenn du erwachst.
nur das Gefängnis, das schläft nie.
Die Brust tut weh, als habe man
dir eine Glut hineingebohrt.

Sagst du ein Wort in Reih und Glied,
mit Zangen zerrt man dich heraus,
und morgen kriegst du den Bescheid:
in Einzelhaft mit deinem Kram.

Sagst du ein Wort, schreit man dich an.
Das Schimpfen regt dich nicht mehr auf.
Die Hände auf dem Rücken schaust
du trüb zu Boden, was denn sonst?

Zahllos sind die Gefangenenlieder. Ein verzweifeltes beginnt folgendermassen:

Die Ungeheuer haben mich
geprügelt und geschunden.
Sie haben meine Jugend mir
zertreten und vernichtet.
Mein Haar ist blond, nein, es ist grau;
und vor mir liegt der Abgrund.

Es gibt aber auch viele scherzhafte Lieder. So ist «Anna Karenina» populär: In diesem Lied ist davon die Rede, dass in Moskau eine Romanheldin gelebt hat, eine Adelige und Nichtstuerin, die an der «russischen Liebe» litt und sich mit Wronski verband, einem «schrecklichen Vagabund» und Offizier dazu; er war von einer anderen Epoche erzogen worden und lebte nicht in der UdSSR. Als Wronski jedoch «seine Versprechen vergass und zeigte, dass er ideologisch zurückgeblieben war», legte Anna sich «stolz auf die Schienen, und niemandem fiel es in jenen fernen Tagen des Kapitals ein, sie zu retten».

So starben die dummen Kokotten,
die sich von dem Reiche des Zaren genährt.
Und wir überleben das letzte Plansieben
und regen uns wirklich darüber noch auf?

(Fortsetzung folgt)